

Theologische Wahrheit in erfundenen Briefen

Kommentierung des neutestamentlichen Epheserbriefes und Grundlegung einer Methode zur Auslegung pseudepigrapher Paulusbriefe als „Brieffiktion“

Projektbericht

Wer ein Wintersemester am Alfred Krupp Wissenschaftskolleg in Greifswald fernab der eigenen Universität verbringen darf, schätzt nicht nur den frischen Wind vom Bodden her und den Caspar-David-Friedrich-Blick über den Ryck. Auch die Gespräche mit den „fellow Fellows“ aus den anderen Fächern weiten den Horizont und durchlüften die Selbstverständlichkeit der eigenen Projekte und Prämissen. So wurde ich gleich zu Beginn meiner Fellow-Zeit gefragt, wie ich an dem kurzen Text des Epheserbriefes, der in deutschen Bibeln nur ca. sieben Seiten einnimmt, so lange forschen könne und ob ich nach Jahrhunderten der Auslegung – allein seit 1900 sind mehr als 100 Kommentare zum Epheserbrief erschienen – noch etwas Neues zu sagen fände. Nun, das ist der Anspruch. Zwar konnte ich die Kommentierung des Epheserbriefes in meinem Greifswalder Refugium noch nicht abschließen, aber wesentlich voranbringen. Und der Anspruch, den altbekannten Text auch neu zu erklären, ruht auf methodischen Überlegungen, die ich als Fellow am Wissenschaftskolleg vertiefen konnte.

Ausgangspunkt meiner Arbeit ist freilich ein Konsens der historisch-kritischen Exegese: Der Epheserbrief ist weder ein echter Paulusbrief, wie etwa die Briefe des Paulus nach Korinth

oder nach Rom, noch speziell nach Ephesus gerichtet. Zwar gibt er sich mit seinem ersten Satz aus als Brief des „Paulus, Apostel Jesu Christi nach dem Willen Gottes an die Heiligen [in Ephesus] und an Jesus Christus Glaubenden“ (Eph 1,1 – die Ortsangabe ist unsicher überliefert) und suggeriert im weiteren Verlauf, dass sich Paulus aus einem Gefängnis an jüngst zum Christusglauben bekehrte Nichtjuden und Nichtjüdinnen (vulgo „Heidenchristen“) richtet (3,1.13; 4,1), von deren Glauben er gehört hat (1,15). Dennoch ist unstrittig, dass wir es hier mit einem „Fake“ zu tun haben, das ein Nachgeborener, wohl etwa 30 Jahre nach dem Tod des Paulus, d.h. in der Zeit 80 bis 90 n. Chr., im Stile der Paulusbriefe und unter der Maske des Völkerapostels schrieb. Der Epheserbrief ist also ein Pseudepigraph – wie wohl die meisten der im NT überlieferten Briefe abgesehen von sieben als authentisch geltenden Paulusbriefen.

Die Gründe für diese Annahme sind triftig: Abgesehen von stilistischen Unterschieden weist die wörtliche Verwandtschaft zum Kolosserbrief darauf hin, dass dieser verarbeitet wurde – Paulus aber hätte sich selbst kaum derart „plagiiert“. Weiter ist unpassend, dass sich „Paulus“ hier nicht wie in den anderen Briefen an Gemeinden wendet, die er selbst begründet hat bzw., im Falle des Römerbriefes,



Professorin Dr. Christine Gerber war von Oktober 2017 bis März 2018 Alfred Krupp Senior Fellow. Sie ist Professorin für Neues Testament am Fachbereich Evangelische Theologie, Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Hamburg.

Christine Gerber studierte Evangelische Theologie und Philosophie in Tübingen, Jerusalem und München und arbeitete nach Abschluss des Theologiestudiums als Assistentin an der LMU München und an der HU Berlin. In München wurde sie 1996 promoviert mit einer Arbeit über die Schrift *Contra Apionem des Flavius Josephus*, in Berlin habilitierte sie mit einer Arbeit über „Paulus und seine ‚Kinder‘“.

Studien zur Beziehungsmetaphorik der paulinischen Briefe“. Seit 2005 ist sie Professorin für Neues Testament an der Universität Hamburg, Fachbereich Evangelische Theologie. Forschungsschwerpunkte sind Methodenfragen, Auslegung der Paulusbriefe, hellenistisches Judentum sowie Exegese unter dem Gender-Aspekt.

Kurzvita

»Theologische Wahrheit in erfundenen Briefen. Kommentierung des neutestamentlichen Epheserbriefes und Grundlegung einer Methode zur Auslegung pseudepigrapher Paulusbriefe als „Brieffiktion“

Der Epheserbrief, der im Neuen Testament als Brief des Apostels Paulus an die Epheser überliefert wird, ist nach historisch-kritischer Exegese weder von Paulus noch spezifisch an die Gemeinde von Ephesus gerichtet. Vielmehr dürfte sich ein frühchristlicher Theologe etwa 30 Jahre nach dem Tod des Paulus dessen Namen und Rolle geliehen haben, um unter Verarbeitung älterer Paulusbriefe eine aktualisierte Version des paulinischen Evangeliums zu entwerfen. Während darüber in der wissenschaftlichen Exegese ein Konsens besteht, ist umstritten, mit welchem Ziel dieser Text abgefasst wurde. Das liegt, so die erste These des Projekts, daran, dass methodisch unterbestimmt ist, wie pseudepigrapher Briefe auszulegen sind. Denn die Exegese behandelt die Schrift üblicherweise, wie die als echt geltenden Paulusbriefe, als

einen Brief, also als Kommunikation zwischen einem Autor und der ihm bekannten Gemeinde. Nimmt man jedoch den pseudepigraphen Charakter des Textes ernst, ist der reale Autor, der sich hinter dem Namen des Paulus verbirgt, nicht der Deutungspol. Und auch die ersten Leserinnen und Leser des Textes können sich, da sie wissen, dass Paulus schon geraume Zeit tot ist, nicht als direkte Adressatinnen und Adressaten verstehen. In einer rezeptionsorientierten Exegese stellt sich vielmehr die Frage, welche Lektüre der Text 30 Jahre nach dem Tod des Paulus ermöglicht hat. Fiktionalitätsforschung und Kriterien der Erzähltextanalyse helfen methodisch weiter, den Brief, mit seinen Leerstellen und Identifikationsangeboten, als einen katholischen Brief, der christlichen Ökumene zu sehen.

Fellow-Projekt

besuchen will. Vor allem aber gibt es inhaltliche Differenzen: Während Paulus ausweislich seiner ältesten Briefe (vgl. 1 Thess 4,15; 1 Kor 15,51) das Wiederkommen Christi, das Gericht und die endgültige Durchsetzung der Herrschaft Gottes in Bälde, zu seinen Lebzeiten erwartete, betont der Epheserbrief das bereits erfahrene Heil der Gnade Gottes. Ein universales Weltende erwartet er nicht.

Mit der Erfahrung der sich dehrenden Zeit hängt gewiss auch zusammen, dass der Epheserbrief in einer „Haustafel“ (5,22–6,9, angelehnt an Kol 3,18–4,1) ein Familienkonzept propagiert, das sich in der damaligen Welt einpasst. Die ideale christliche Familie lebt als patriarchal strukturierter Haushalt unter einem paterfamilias, dem sich Ehefrau, Kinder sowie Sklavinnen und Sklaven unterzuordnen haben. Damit fällt der Epheserbrief den als authentisch geltenden Briefen ins Wort: Nach Gal 3,28 und dem Philemonbrief sollte der Status von Sklavinnen und Sklaven in der Gemeinschaft keine Bedeutung haben, und Paulus beschreibt in 1 Kor 7,1–7 die Rollen in der Ehe auffallend reziprok. Auch lässt er durchblicken, dass er, selbst unverheiratet, von der Ehe überhaupt nicht viel hält (1 Kor 7,7f), denn Eheleute sorgen sich statt um Christus darum, wie sie der Ehepartnerin bzw. dem Ehepartner gefallen (7,32–34). Angesichts des baldigen Kommens des Reiches Gottes hielt Paulus wohl die sozial-ökonomische Rolle der Familie für erledigt. Seine egalitäre familien- und ehekritische Haltung, die politisch missliebig war, wurde in den sog. Apostelakten weitergetragen. Aber kanonisiert wurden nicht diese, sondern die pseudepigraphen Paulusbriefe, die unter dem Namen des Paulus ein Bild der patriarchalen Familie und Kirche entwerfen (vgl. noch 1 Tim 2,9–15; 3,1–7) – mit schwerwiegenden Auswirkungen für die Geschichte des Christentums bis heute.

Wenn der Brief damit die Stimme des Paulus übertönt, so ist er doch in anderer Hinsicht

gut erfunden, denn seine Theologie entspricht dem missionarischen Anliegen des Paulus, als Jude nichtjüdische Menschen für den Glauben an den einen Gott und seinen Christus zu gewinnen, und damit einer Paulusdeutung, die die jüngere Exegese gegen eine lutherisch-anthropologische Verengung seiner Theologie unter dem Label der „New Perspective on Paul“ in den Blick gerückt hat. Die Zugehörigkeit der nichtjüdischen Völker zu Gottes Erben ist auch für den Epheserbrief Herzstück der Paulusbotschaft: „Die Völker sind Miterben und ‚Mit-Leib‘ und Mitteilhaber der Verheißung in Christus Jesus durch das Evangelium“ (3,6).

Während man diese Sicht auf den Epheserbrief in der jüngeren Exegese auch sonst findet, bleibt die Frage, warum der pseudepigraphische Brief überhaupt geschrieben wurde, umstritten. Es fehlen die aus anderen Paulusbriefen bekannten Bezüge auf das konkrete Gemeindeleben und polemische Abgrenzungen gegen andere Missionare, aus denen man auf die Intention des Textes zurückschließen könnte.

Hier will das Forschungsprojekt weiterführen, indem es die Prämissen und damit die Methodik der Auslegung von pseudepigraphischen Briefen klärt. Zwar greift die biblische Wissenschaft auf eine ausgefeilte, seit der Aufklärung entwickelte historisch-kritische Methodik zurück, die filigrane Beobachtungen sammelt, auf denen etwa der eben skizzierte Echtheitsdiskurs fußt. Aber diese Exegese bleibt, auch wo sie turns zur Linguistik und Pragmatik mitmacht, „autorfixiert“. Sie analysiert die Evangelienzählungen und pseudepigraphische Schriften, also unechte Briefe, meist noch im „Text-als-Container-Modell“, d.h. unter der Frage, was ein Verfasser einer bestimmten Zielgruppe im Text „verpackt“ mitteilen will. Für den Epheserbrief heißt das etwa, dass man die Intention des wahren Verfassers anhand seiner Bearbeitung des Kolosserbriefes erheben will. Solch ein synoptischer Ver-

gleich ist gut geübtes Handwerk der Exegese. Übersehen wird jedoch, dass die intendierten Leserinnen und Leser so nicht lasen. Semiotische Modelle allerdings, die die Erstrezeption und die Lektüremöglichkeiten herausstellen, werden in der Auslegung kaum relevant – die „professionelle Sozialisation“ durch die klassische Exegese scheint zu prägend.

Doch auch unabhängig von der Frage, ob die „Modell-Lektüre“ im Sinne Umberto Ecos der Interpretationshorizont sein soll, ist dieses „Container-Modell“ für die Auslegung eines pseudepigraphischen Briefes methodisch unbrauchbar, denn es ignoriert, dass sich die Kommunikation von Verfasser und Lesenden gegenüber den authentischen Paulusbriefen verschiebt. Da sich der reale Autor hinter dem Namen des Apostels versteckt, widersagt man der *intentio auctoris*, wenn man ihn (oder sie) zum Ausgangspunkt der Auslegung macht. Und die Leserinnen und Leser der Schrift wissen ja, dass Paulus seit bald einer Generation tot ist, selbst wenn sie den Eph für einen echten Paulusbrief halten sollten. Wieso sollten sie unterstellen, dass der Verblichene zu Lebzeiten in einem Schreiben an andere Adressat*innen Aussagen gemacht hat, die auch unmittelbar gelten?

Einen passenderen Blick auf Pseudepigraphien bietet das Textmodell, das vor allem in der Narratologie etabliert wurde, mit seiner Unterscheidung zwischen verschiedenen Autor- und Leseinstanzen: Der reale Autor – im Falle des Epheserbriefes für uns unbekannt – ist zu unterscheiden von dem fiktiven Autor „Paulus“, und die realen Leserinnen und Leser sind nicht identisch mit den im Brief fiktiv adressierten Christusgläubigen aus den Völkern. Dazwischen gibt es aber noch eine dritte Instanz, die „impliziten Leserinnen und Leser“ bzw. die „Modelllektüre“, die mit der vorausgesetzten Enzyklopädie die Sinnpotentiale des Textes ideal nachvollzieht. Diese zu rekonstru-

ieren ist nach meinem Verständnis die Aufgabe der Exegese.

Damit stellt sich aber eine weitere Frage: Soll die „ideale Lektüre“ den sog. „Epheserbrief“ als einen echten Brief des Paulus lesen oder als einen fiktiven? In der Rezeption macht dies einen erheblichen Unterschied, denn die Lektüre eines fiktiven Textes als solchen eröffnet eine andere „Mitarbeit“, lädt sie doch ein zu Partizipation bei gleichzeitiger Distanz. Wir kennen aus der Antike viele Sammlungen fiktiver Briefe im Namen bekannter Persönlichkeiten, etwa Philosophen oder Politiker. Und wir kennen das Mittel der Prosopopoiie, der imaginierten Rede aus der Sicht einer anderen Person, die in der Praxis der Rhetorikschule geübt wurde. Briefe sind für diese Technik besonders geeignet, sind sie doch ohnehin subjektiv. Aber natürlich gibt es auch gefälschte Briefe, die darauf aus sind, als echt gelesen zu werden.

Die neutestamentliche Pseudepigraphieforschung stellt sich allerdings nur verhalten (für jede Schrift eigens zu diskutierenden) Frage, ob die als unecht identifizierten Briefe im Kanon „Fälschungen“ sind. So weicht sie, ob bewusst oder nicht, dem mit der Möglichkeit „echter Fälschungen“ im Kanon aufgeworfenen moralischen Problem aus. Die fehlende Differenziertheit ist m.E. aber auch dem diagnostizierten Mangel an methodischer Klarheit und Kriteriologie geschuldet. Dagegen kann das vorgeschlagene Textmodell bei der Fiktionalitätsforschung anknüpfen. Wie und mit welcher Relevanz für die Auslegung, möchte ich exemplarisch am Epheserbrief zeigen.

Für diesen wird meist ohne weitere Diskussion unterstellt, dass die Lesenden die Schrift als echten Paulusbrief lesen sollen – nur dann wird ja die Autorität des Paulus treffsicher. Und tatsächlich haben wir aus der Rezeptionsgeschichte bis in die Neuzeit keinen Hinweis, dass an der Echtheit des Epheserbriefes gezweifelt wurde. In der Auslegung

führt das meist unbedacht dazu, dass als Leserinnen und Leser auch nur die adressierten, erst jüngst bekehrten Christinnen und Christen aus den Völkern imaginiert werden. Allerdings ist das wenig schlüssig, denn schon die „Haustafel“ setzt ganze christliche Familien voraus. Diese Uneinheitlichkeit in der Adressatenfiktion könnte ein vestigium falsarii sein. Aber es könnte auch ein Fiktionssignal sein, das die Lektüre anregt, den Text nicht als real bzw. faktual zu lesen, sondern als Fiktion, als „Make believe“ (K. Walton).

Damit nehme ich Einsichten aus der Fiktionalitätsforschung auf, die anhand moderner fiktionaler Texte zu bestimmen sucht, welche Paratexte oder Aspekte die Lektüre eines Textes als Fiktion anregen. Der Epheserbrief zeigt tatsächlich typische Signale der Fiktionalität: Überdeterminiertheit, d.h. mehr Informationen, als die angeblich Adressierten bräuchten, vage Zeit- und Ortsangaben und vor allem einen in der Forschung bislang übersehenen Bruch in der Paulusfiktion selbst. Denn in Eph 4,11–16 reiht sich der eigentlich in das göttliche Geheimnis eingeweihte Apostel (3,1–13) ein in ein „Wir“ von Glaubenden, die der Bestärkung durch Apostel und Propheten noch bedürfen, um nicht in den Wogen der bedrohlichen Falschlehre unterzugehen (4,14). Nimmt man all dies zusammen, dann ist es m.E. höchst plausibel, dass der Text ursprünglich nicht als „echter Paulusbrief“ gelesen werden sollte, sondern als Fiktion, als „ein Brief, wie ihn Paulus geschrieben hätte, wenn er jetzt noch lebte“.

Dann kann und muss die „Modell-Lektüre“, die Maß meiner Kommentierung ist, anders rekonstruiert werden als in der herkömmlichen Auslegung, die den Epheserbrief liest als Unterweisung von sog. „Heidenchristen“ rein paulinischen Prägung. Denn die Mitarbeit der Lektüre an der Sinnstiftung ist bei einer Fiktion viel weniger determiniert. Aussagen, die

ungenau sind, sind mit der Rezeptionsforschung als Leer- und Unbestimmtheitsstellen zu deuten, die unterschiedlich zu füllen sind. Auch der „Twist“ in der Adressatenfiktion zwischen neu bekehrten Völkerchristen und christlich sozialisierten Familien öffnet die Lektüre aus unterschiedlichen Perspektiven. So bietet der Epheserbrief verschiedene Identifikationsmöglichkeiten, nicht nur für die „frisch bekehrten Heidenchristen“. Schließlich kann auch der auffallend unpolemische „Paulus“ des Epheserbriefes, der sich als jüdischer Christusgläubiger für die Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft von Nichtjuden und Juden in Christus einsetzt, aber einreicht in eine Vielzahl von Aposteln und Propheten, ein Vorbild ökumenischer Theologie sein, nach dem Motto: So friedfertig hätte Paulus geschrieben, wenn er jetzt noch lebte. – Diese Beispiele mögen zeigen, dass sich mit dem Wechsel des Textmodells und der methodischen Reflexion sowie mit der Entscheidung, den Epheserbrief als fiktiven Brief zu interpretieren, neue Sichtweisen auf den alten, hunderte Mal kommentierten Text eröffnen.

Dank

Abschließend bleibt zu danken: Für die Zuerkennung des Fellowships, das mir eine Zeit fast vergessener Freiheit schenkte, und die darin liegende, motivierende Wertschätzung der oft verschmähten „Einzelforschung“. Wunderbar waren die Arbeitsbedingungen, angefangen bei dem großen, freien Schreibtisch im Büro und der Bibliotheksbelieferung „frei Haus“, sowie die anregenden Vorträge, Diskussionen und gemeinsamen Mahlzeiten. Mein besonderer Dank gilt neben allen, die im Kolleg für diese Arbeits- und Lebensatmosphäre gesorgt haben, meinem Fachkollegen an der Universität Greifswald, Herrn Professor Dr. Christfried Böttrich, sowie den fellow Fellows für Gespräche, Geselligkeit und Vertrauen – ich hoffe auf Fellow follow-ups!

Herzlich danken möchte ich schließlich Frau Professor Dr. Bärbel Friedrich als Direktorin und Herrn Dr. Christian Suhm als Geschäfts-

Paulus als Ökumeniker: Die Interpretation der paulinischen Theologie durch den Epheserbrief,“ in J. Schröter (Hg.), *Receptions of Paul in Early Christianity: The Person of Paul and His Writings Through the Eyes of His Early Interpreters* (BZNW 234), Berlin 2018, 317–354.

fürher für die zugewandte, warmherzige und großzügige Leitung des Kollegs. Es war eine wunderbare Zeit – nur zu schnell vorbei.

Apostelamt und Gender. Zwei soziale Konstrukte und ihre Wechselwirkung, in: M. Eckholt u.a. (Hg.), *Frauen in kirchlichen Ämtern. Reformbewegungen in der Ökumene*, Freiburg 2018, 107–121.

Erlösung, Versöhnung und Opfer für Gott. Deutungen des Todes Jesu im Epheserbrief (eingereicht zur Veröffentlichung).

Am Kolleg
entstandene
Veröffentlichungen